

## Ein stehender Sturm

Jazzfestivals in Europa gibt es viele, zwischen Skandinavien und Palermo, und alle sind eines: ein grosser Reigen, den die immer gleichen amerikanischen Stars, meist im Vorprogramm garniert mit ein paar lokalen Grössen, ihre *European summer tour* nennen. Die ist, da man sich über die Wertschätzung des sogenannten Jazz in seinem so genannten Ursprungsland keine Illusionen machen sollte, längst ein wichtiger wirtschaftlicher Faktor für fast alle in dieser Minderheitenkunst Tätigen. So rasen sie durch den europäischen Sommer und wissen abends kaum, wo sie auftreten, vergleichbar mit jenem überbeschäftigten Bühnenbildner, dem nachgesagt wurde, dass er sich auf den Bauproben erkundigen musste, an welchem Theater er überhaupt sei. Oder jenem textschwachen Schauspieler, der dem verzweifelt mit Stichwörtern um sich schmeissenden Souffleur zuzischte: «Keine Details, das Stück, bitte!»

Ausnahmen von solcher Routine gibt es allerdings auch. Die auffälligste ist das JAZZFESTIVAL WILLISAU, das von Niklaus Troxler zum 28. Mal inszeniert wird. Der ist vom knorrig-spinnigen Grafikenie im Luzerner Hinterland längst zum ergrauten Stuttgarter Professor mutiert, hat aber, *young at heart*, die alten Zeiten nie vergessen, das heisst die neue Musik. Willisau ist kein Museum, auch kein Museum der Avantgarde. «Forward to the Roots», das Motto von einem der diesjährigen Konzerte, ist durchaus das persönliche von Troxler.

Natürlich hat sich auch in Willisau ein Establishment von alljährlich eher aus gesellschaftlichen Gründen anwesenden Habitués herausgebildet; der Anlass, an dem vor Zeiten mit grimmer Miene die konformste Alternative in Gummistiefeln durch die ersten Herbstregen watete, um den von Troxler ebenso grossherzig wie klug programmierten Stan Getz auszupfeifen, steht längst als must im Kalender von Werbern und anderen Wirblern. Nur sind die hier noch immer eine Minderheit, das Programm redet keinem Publikum nach dem Maul, Niklaus Troxler bringt auf die Bühne, was ihn selbst interessiert, und unabhängig von den Resultaten weht hier ein *genius loci*, ohne den eine Musik, die für sich spontane Improvisation in Anspruch nimmt, nicht auskommt.

Der Geist weht, wo er will, aber in Willisau verdichtet er sich öfter als anderswo zum Sturm. Das beweist auf geradezu bestürzende Weise eine CD, die hier am ersten September-Sonntagnachmittag des Jahrs 2000 aufgenommen wurde: der «stehende Sturm» (Kleist) eines Solokonzerts von Cecil Taylor, das, mehr noch als alle davor, in die Geschichte eingehen wird (und Taylor ist ein Musiker, von dem ich keinen schlechten Auftritt kenne: unerträgliche vielleicht, weil in ihrer zerrissenen Intensität jeden Zuhörer überfordernd, aber nie fakultativ). Der Pianist, als Tasten-Derwisch und Improvisationsmagier längst weit über den Jazz hinaus als Meister gefeiert (unter anderem vom Kollegen Glenn Gould), ist der Musterfall dafür, dass auch die scheinbare Hier-und-jetzt-Improvisation von Voraussetzungen und Vorbereitungen ausgeht. Auch die Tage vor dieser nachmittäglichen Willisauer Sternstunde verbrachte Taylor stundenlang am Flügel, nicht um zu üben, sondern um sich ein Klima der Inspiration zu erarbeiten; am Konzerttag selbst hockte er ab acht Uhr früh nicht weniger als drei Stunden am grossen Bösendorfer – *Soundcheck* wird das niemand nennen wollen. Cecil Taylor ist im Alter, eine fernöstliche Souveränität ausstrahlend, noch vielfarbiger geworden, kleinteiliger, raffinierter in den Brüchen zwischen lyrischer Verinnerlichung und wirbelnder Selbstentäusserung in Parallel-Läufen, Clusterkaskaden, donnernden Tiefenperkussionen. Mehr als auch schon scheint in seinem Spiel der Subtext der von ihm bewunderten Ahnen Monk und Ellington durch, schiessen Zitate aus der komponierten Klavierliteratur ein, ironische Anspielungen an den Aufgalopp letzter Sonatensätze von Beethoven etwa oder stille Wasserreflexe aus Debussys Klanglandschaften, alles nicht besserwisserisch vorgeführt als Bildungsgut, sondern tänzerisch, dramaturgisch, gestisch: ein Teil seiner selbst.

Wie glücklich sich Taylor an diesem Willisauer Sonntag gefühlt hat, in dieser Stunde des Kairos, des erfüllten Augenblicks, zeigt, dass er sich schon an den wundervollen Bösendorfer stürzte, als das Publikum nach der Pause erst in den Saal zu strömen begann, und dass er sich vom Flügel und den Zuhörern (beide sind seine Resonanzräume) kaum trennen mochte. Nach einer Dreingabe von fast einer Viertelstunde kam er noch einmal zurück für ein kurzes Capriccio, und nach diesem für noch eins, und endlich für ein letztes. Kunst, die zu beschreiben eine noch nicht erfundene Sprache erforderte. Oder eine ganz einfache. Zum Beispiel den berühmten Satz von Wladimir Horowitz: «I play the pianoforte. That means, I play piano and I play forte. That's all.»

**The Willisau Concert - Cecil Taylor - INTAKT**

Peter Rüedi, aus «Stolen Moments», Echtzeit-Verlag, 2013